

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 23 — Sonntag, den 4. Juni 1939

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Schicksalswende unterm Rock der Kaiserin

Eine Erzählung von Herbert Lange mit Bildern von Kurt Rübner, Dresden
und andere Bären geschichten aus Croftendorf zc.

Der Hammerwerksbesitzer Schmiedel aus Schmiedeberg war weit und breit im Erzgebirge, auf dem Kamm und in den Tälern, als ehrenwerter, rechtlicher Biederermann bekannt, der den himmlischen wie den irdischen Gewalten alle Hochachtung zuteil werden ließ, die ihnen gebührte. Keine üble Nachrede wagte sich, seinen sauberen Namen heimtückisch zu beschmutzen. Weil Schmiedel alles erfüllte, was nur irgendein Herr von seiner Lauterkeit erwarten durfte, und weil er alles Zweifelhafte oder gar Dunkle peinlich mied, deshalb freute er sich einer fröhlichen Gewissensruhe, lebte leichten Herzens über Morat und Jahr und genoß den Segen seiner arbeitsamen Hände. Er hielt eine Reihe Holzschläger und einen Kohlenbrenner im Dienst. Mancher Meiler dampfte graue Schwaden für ihn. Sein Hammerwerk klopfte. Und alle Welt sah an Schmiedel, wie sich Fleiß u. Ehrbarkeit lohnen. Von vielen Seiten wurde er beneidet. Aber eines Tages erklärten eben diese Leute, die keinen glühenderen Wunsch kannten, als Gotthelf Nepomuk Schmiedel zu sein, plötzlich, daß sie nicht eine Minute in seiner Haut wohnen möchten! Denn was nützt einem ein dröhnendes Hammerwerk und ein straffes Säckel Silbertaler, wenn man am liebsten seinen Kopf unter den schweren Stampfhammer legen möchte? —

Schmiedel war tatsächlich um das Jahr 1615 in eine hochnotpeinliche Klemme geraten. Seit Tagen traten Schmiedels Waldarbeiter zum Feierabend vor ihren Arbeitsherrn und klagten ihm ihr Leid. „Meister“, sagten sie, „wir kommen vor Angst und Flucht überhaupt nicht mehr recht zur Arbeit, seit uns diese böse Bärin dauernd umschleicht und anfällt. Wir bitten um Eure Hilfe!“

„Hm“, brummte Schmiedel und kratzte sich hinter dem Ohr. „Ihr wißt so gut wie ich, daß bei harter Strafe dem Bären tier niemand zu nahe auf den Pelz rücken darf, der nicht vom obersten Jagdherrn, unserem allergnädigsten



Kaiser, Auftrag u. Erlaubnis dazu erhalten hat. Die Bären gehören dem Kaiser! Wie sollte ich euch so gleich helfen, ohne gegen das strenge Gesetz zu fehlen? — Bleibt mutig, Wertleute, und harrt in Geduld. Von eurer Pein habe ich dem lan-

desherrlichen Jagdamt schon berichtet, und von dort müssen wir Hilfe erhoffen.“

Schmiedel hatte seine Gefellen wieder einmal getröstet. Aber seine Sorgen um die guten Buscharbeiter wurden nicht geringer darum. Und er nahm sich vor, dem Jagdamt noch eine zweite, dringlichere Bitte zu senden. Er war am anderen Morgen gerade überm Schreiben, als ein Löhnerbub in seine Stube stürzte. „Meister!“ rief er atemlos. „Gilt! Die Bärin hat dem Kohlschütter Jobst Arm und Schulter zerrissen. Jetzt liegt er wund auf dem Gras. Die anderen haben die Bärin mit ihren Netzen verjagt!“ Nachdenklich bohrte Schmiedel den Federkiel in das Sandfäßlein. Dann erhob er sich, entschlossen, seine Wertleute wenigstens vorläufig selbst zu beschützen. Er schickte den Jungen heim, nahm seine Donnerbüchse vom Haken und lief in den Wald, um den Arbeitsplatz seiner Gefellen zu bewachen. Wenn es nottat, wollte er einen Schreckschuß abfeuern. Ja, das konnte niemandem schaden und vertrieb die Bestie vielleicht doch auf einige Zeit... Schmiedel war noch kaum in das Lännicht gedrungen und mit seinen Gedanken zu Ende, so wurde er von der Bärin samt ihren zwei Jungen wütend angenommen. Schmiedel sah sich von drei brummenden Ungeheuern umringt, die ihm keine Lücke zum Abzuge ließen. Verdammt! Schmiedel suchte verzweifelt nach Rückendeckung. Aber kein schützender starker Stamm wuchs in erreichbarer Nähe; überall nur windige Tannen und niedriges Fichtengelump. Die Bärin hatte sich inzwischen vor ihm aufgerichtet und schien das wehrlose Menschlein zwischen ihren furchtbaren Bordertagen zerpressen zu wollen. Schon spürte Schmiedel den stinkenden Atem des Tieres in seinem Gesicht. Im Augenblicke höchster Gefahr krachte ein Schuß. Der Bärenkoloz wankte, stöhnte dumpf und stürzte wie



Mehlsack zu Boden. Schmiedel perlte kalter Schweiß auf die Stirn. Aus seinem Feuerrohr ringelte sich der letzte bläuliche Pulverdampf. Als er den braunen Klumpen verzuendend vor sich liegen sah, stürzte Schmiedel wahrhaftig aus einer Angst in die andere. Das Gewehr entsank seiner zitternden Hand. Was hatte er angerichtet! . . . Wenn das Vieh wenigstens nur verwundet wäre und abjöge! — Hier half kein Jammern mehr: Die Bärin war und blieb tot; der unselige Schütze war und blieb ein Verbrecher vor dem Gesetz!

Als sich Schmiedel wegwenden wollte, bemerkte er, daß die beiden Waisenfinder traurig zu ihrer toten Mutter geschlichen waren. Ein mitleidiges Herz schlug in der Brust des Mannes. Er nahm die jungen Bären mit heim, um sie fürs erste zu pflegen. Schmiedel wartete voller Furcht in seinem Hause, doch nach einigen stillen Tagen begann er zu glauben, die Sache sei glücklicherweise nicht offenbar geworden. Aber allzubald erreichte ihn der Befehl, mit der toten Bärin und den beiden Jungen in Prag zu erscheinen, wo er sich vor Kaiser Matthias zu verantworten habe. Schmiedels zarte Hoffnung war wie Aprilschnee geschwunden. . . — „Keinem geht alles für voll aus!“ schwächten gewisse Leute in fragwürdiger Anteilnahme. „Was nützen nun dem reichen Schmiedel Geld und Gut?! — Nein, Gevatter, wie sind wir doch glücklich bei aller Armut gegen diesen Sünder!“ — So schnell es damals möglich war, reiste Schmiedel mit seinem seltsamen Gepäck nach Prag und stellte sich dem Kaiser. Noch am Tage seiner Ankunft wurde er in einen großen Saal der Prager Burg geführt, der ringsum mit Edelleuten angefüllt war. Der Hammerwerksmeister aus Schmiedeberg wankte, betäubt, vom Glanz dieser vornehmen Versammlung, zur Stirnwand des Saales, wo Kaiser und Kaiserin unter purpurnem Baldachin throneten. Dort fiel er auf die Knie und senkte in schuld- bewußter Demut sein Haupt. Der Kaiser beachtete ihn kaum. Er befahl einem Pagen, die beiden jungen Bären und Spieße holen zu lassen. Die Spieße wurden gebracht und auch die Bären. Schmiedel kniete noch immer, wie einer, den man auf dieser Erde schon zu Lebzeiten vergessen hat. Da die Bären nun einmal in Prag waren, wollte sich der Kaiser erst mit ihnen belustigen, bevor er als oberster Rechtswahrer sein strenges Urteil über den Jagdfrevler fällte. Er ließ seiner hohen Gemahlin einen Spieß reichen und forderte sie auf, die Bären damit zu necken. Die Kaiserin versuchte sogleich, den tollpatschigen Tieren das Fell zu fiheln und sie zu possierlichen Purzelbäumen anzuregen. Die kleinen Unholde verstanden diesen höfischen Spaß aber schlecht, und einer der braunen Burschen glaubte, Ihrer Majestät mit wildem Gebumm unter die weiten Röcke fahren zu dürfen, um seinerseits mit den Waden der Dame zu scherzen. Die Kaiserin warf den Spieß von sich, schrie gellend und recht unmajestätisch wie je eine Frau in brennender Angst!

Die älteren Höflinge in der Nähe lähmte der Schreck; und die jungen Herren am Eingang des Saales hatten genug damit zu tun, ihr respektloses Lächeln zu verbergen. Schmiedel hingegen, der einfache Mann aus dem Walde, hatte beim ersten Schrei den Kopf gehoben, war aufgesprungen, faßte — mit Verlaub zu sagen — seiner Kaiserin ohne Erklärung unter die Röcke, zerrte den Bären hervor und schleuderte ihn fort, daß die geschundene Kreatur über den glatten Estrich scheuerte wie über eine Eisbahn. Der Kaiser erhob sich. Er hatte die Vereitschaft zum Lächeln aespürt; und jetzt galt es ihm, das An-

sehen Ihrer Majestät auf ritterliche Weise zu retten: „Wir glauben Euch, daß es ein arger Schreck sein muß, so bössartigen Bestien im Walde frei zu begegnen“, sprach der Kaiser zu Schmiedel, ohne ihn dabei anzublicken. Seine harten Augen trafen vielmehr jene Herrchen am Eingang des Saales, die nun vor Scham die Köpfe duckten. „Ihr seid der Anklage ledig!“ kündete Kaiser Matthias, bevor er mit seiner Gemahlin den schweigenden Saal verließ.

Erlöst reiste Schmiedel nach Hause. Als er ungeköpft in Schmiedeberg eintraf, spitzten gewisse Leute ihr Maul und flüsternten: „Habe ich dir nicht gleich prophezeit, Gevatter! Dem geht eben alles für voll aus!“ —



Bestrafte Neugier

Eine Heimat Erzählung von Herbert Lange.
(Bilder siehe 1. Seite.)

Solange es im Erzgebirge Bären gab, blieb es ihr Vorrecht, hochherrschafliche Jagdbeute zu werden. Vom Kurfürsten Johann I. erzählt man sich beispielsweise, daß er rund 117 000 Stück Wild erlegt habe, unter denen sich 3900 Wölfe und etwa 100 Bären befanden.

Die Fürsten ließen sich Bären aber auch lebend fangen, um sie in die Bärenzwinger ihrer Schlösser zu sperren, oder um mit ihnen Wildhaken und Lustbarkeiten aller Art zu veranstalten. Zum Einfangen der Bären bauten die Förster Bärenfänge aus besonders starken Eichenbohlen in den Wäldern auf. Mächtige Kästen, wie für die Ewigkeit gefügt. Aber sobald sich ein Tier darin bewegte, war der grobe Käfig mit einem Male empfindsam wie die Blätter des Pflänzchens Rührmichnichtan: ein zarter Mechanismus löste die Falltür aus!

Eines schönen Frühsonnertages im Jahre 1622 wanderte ein Tuchhändler aus Stollberg an einer solchen Bärenfalle bei Crottendorf vorüber. Ehrlich gestanden: ganz glatt lief er nicht vorbei. Vielleicht wollte er, was die menschliche Neugier anbelangt, nicht gern als Ausnahme gelten. Jedenfalls ging er zunächst um den Kasten herum, klopfte mit seinem Wanderstab an die Pfosten und bemerkte anerkennend:

„Ausgezeichnet! Haltbare Arbeit!“ — Dann schritt er vorsichtig ins Innere des Fanges und prüfte das Werk auch dort sachkundigen Blickes. Denn den Wert von Bärenfallen wissen Stoffhändler natürlich am besten zu beurteilen; das war damals schon so!

Das Bauwerk fand des guten Mannes volle Billigung. „Hier kommt das stärkste Vieh nicht heraus“, murmelte er befriedigt und gewissermaßen zum Abschluß seiner Visitation. Nun drehte er sich zum Ausgang und — wrumm! schlug die Falltür zu, die der witzbegierige Wanderer mit seiner Tuchhoche ausgelöst hatte.

Dem Händler zitterten vor Schreck die Knie. Kalter Schweiß perlte ihm auf die Stirn. Seine Wangen brannten in glühender Hitze.

Nach einer Weile nahm er den Stoffballen vom Rücken und tappte zur Tür. Geschlossen! Daran ließ sich nicht rütteln! Dicke, glatte Eichenbohlen ringsum; haltbare Arbeit! — „Hier kommt das stärkste Vieh nicht heraus!“ murmelte der Ärmste mechanisch und etwas weniger schadenfroh als vorher. Kleinslaut setzte er sich auf seinen Tuchballen und wartete sehnsüchtig und ängstlich zugleich auf die Freiheit. . .

Die Sonne rollte gelassen über Wälder und Berge. Als



Zwischen Faller, Wald un Berg
liegt in tiefen Grund
halb zerfallen e Hammerwerk,
ohne Raabn zer Stund.

Net meh' flucht e ruhger Knacht
vür der weißen Glut,
wenn de Jain sich redet schlacht. —
Jeder Hammer ruht.

Was kä rufer Feiertage
fladert übern Tol.
Längst fiel schi der Usen ei.
Ja, dos war emol.

Mursh is aa dos Mühlrad worn
un von Moos ganz grü',
hot sich in enn Traam verlor
von vergangner Müh'.

Doch de Preshniz munner springt,
wie seit aller Zeit.
Aus dan traufen Rauschen klingt
ene Mahning heit.

„Wann ward do de Arbeit mach,
die su lang geruht?
Ewig flässig is der Bach
un voll guten Mut.“

Paul Simon.

es dunkelte, wäre dem Gefangenen der zornbärtigste Förster ein Engel gewesen. Aber es blieb still ringsum. Nachtwind begann in den Wipfeln zu rauschen, und manchmal knackte ein Ast. Der Tuchhändler fror und belästigte alle zuständigen Heiligen mit unaufhörlichem Flehen . . .

Erst am nächsten Morgen erschien ein Waldwärtter Als er die Bärenfalle geschlossen fand, rieb er sich die Hände und holte sofort den Herrn Oberförster aus Crottendorf. Der Oberförster stellte seine Gehilfen mit dem hanfnen Netz auf. Dann öffnete er vorsichtig den Bärenfang, blinzelte wie einer, der eben vom Schlafe erwacht, und lachte, lachte, daß der Wald orgelgleich aufdröhnte. Das übernächtige, blasse Häufchen Unglück rappelte sich hoch und wollte bescheiden verschwinden. Aber der Oberförster vertrat ihm den Weg.

„Was soll das heißen, Gewatter! Hast bei uns geherbergt und willst den Schlafzins nicht bezahlen?!“

Dem Händler half kein Drücken und Bitten: Er mußte dem Waldwärtter Christoph, der acht Kinder daheim hatte, ein schönes Stück Tuch für eine Sonntagsjoppe geben. —

Ja, ja, umsonst schläft kein Neugieriger auf dieser Welt. Nicht einmal im Bärenfang!

Der tapfere Hütobub

Das ist eine kleine Geschichte, aber keine geringe. Es ist die Geschichte eines siebenjährigen Bubens, der Anno 1669 seines

Dorfes Schafe in der Gegend von Marienberg hütete. Der Junge saß am Waldrain in der Sonne, schnitzte aus einer Flöte aus Weidenholz, dachte an Tirrilli und sonst nichts Dummes.

Auf einmal zerstörte ein jämmerliches Blöken den Frieden. Der Knabe schreckte auf und sah, wie ein großer, dunkelbrauner Bär dabei war, ihm ein Lamm aus der Herde zu schleppen. Mutig sprang er hinzu, trat dem Bären mit seinen bloßen Füßen in den Leib und riß ihm das arme Opfer aus dem Rachen. Die Bestie ließ das Lamm einen Augenblick fahren und wandte sich gegen den Knirps. Mit lässigem Tazenshieb warf sie ihn um, faßte das Lamm abermals und strebte dem Walde zu.

Schreiend lief der Hütobub nach, erwischte das Lamm wieder und versuchte, es dem Bären abzuzerren. Dabei vollführte der Junge solchen Lärm, daß einige Holzarbeiter aus dem Busch gelockt wurden. Als der Räuber diese Männer mit ihren blanken Aexten heraneilen sah, verzichtete er nach kluger Diplomatenart auf seine Mahlzeit und verschwand sogleich im Dunkel struppiger Fichten.

Der Knabe weinte um sein Lämmchen, das ihm nun doch unter den Fingern gestorben war. Der sächsische Kurfürst aber versuchte den tapferen Jungen zu trösten. Er schickte ihm zehn Gulden als Anerkennung für seinen Mut.

Hungersnot im Erzgebirge in den Jahren 1771—72

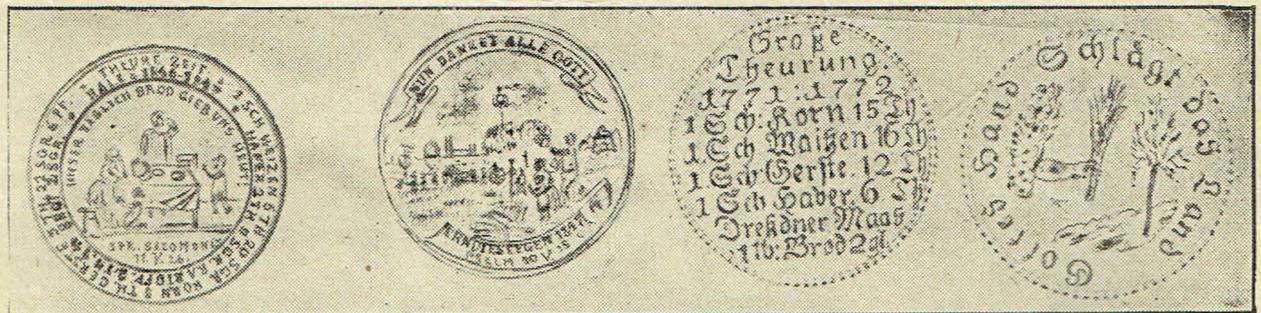
Von Paul Serlitzky

Wer hat wohl die Lage der edlen Kohlrübe und der Möhre in den Kriegsjahren 1914—18 und darüber hinaus vergessen? Aber trotzdem war es eine Lust zu leben! Wenn man abgekämpft nach dem ersten Akt des werktätigen Dramas nach Hause türmte, um seinen unausprechlichen sponianen Appetit zu stillen, trommelte man mit allen verfügbaren Fingern auf die Tischplatte. Kohlrüben! Möhren! Schon ehe man den ersten Fuß über die Türschwelle setzte, zog triumphierend der Duft des gemordeten Kohlrübenkörpers durch seinen Gesichtserker.

Wer hat wohl, auch von uns Erzgebirglern, nicht auch schon eine traurige Rolle eines Rüben-dramas mitgespielt? Mancher mußte sich wohl, durch den Zwang der Verhältnisse, einer Diät unterziehen, die aus Gemüse und Früchten bestand. Das wissen wir alle noch als Generation der Vitamin-Epoche. Heute hat wohl jeder dafür Verständnis. Und hauptsächlich der Möhre hat Professor Dr. Windaus, Göttingen, die meiste Vitamine zugesprochen. Also feste Möhren essen! Wir sind also in den Kriegs- und Nachkriegsjahren von einer eigentlichen Hungersnot verschont geblieben, und der Traum der Westmächte ging nicht in Erfüllung, trotz raffinierter angelegter Blockade.

Aber einmal in unsern deutschen Landen wütete — trotz tiefsten Friedens — das Schreckgespenst der Hungersnot so arg,

daß dem Erzgebirge ungeheure Opfer an Geld und Menschen kostete. Zu dieser Zeit war das Erzgebirge die ärmste Gegend Deutschlands in landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Getreide aus den böhmischen Niederungen oder aus der Leipziger Gegend mußte dem Erzgebirge zugeführt werden. Von erzgebirgischen



Zwei interessante Hungerjahr-Medaillen aus den Jahren 1771—72

können wir zur Illustrierung unseres Artikels unseren Lesern zeigen. Wir bekamen diese Medaillen einmal gezeigt von dem ehemaligen Buchholzer Gasdirektor Sachse, in dessen Besitz sich diese Münzen befanden. Wie unsere Abdrücke zeigen, stammt die eine Münze aus dem Jahre 1771. Sie ist aus Blei hergestellt. Die andere besteht aus einer Aluminium-Legierung und ist zur Erinnerung an die Jahre 1846/47 geprägt worden. Die Bleimedaille trägt auf der Vorderseite als Umschrift um einen aus den Wolken sich reckenden Arm mit einer Rute und einem auf dürrem Grunde stehenden blätterlosen Baum die Worte: „Gottes Hand schlägt das Land“, die Rückseite zeigt folgende Inschrift: „Große Teuerung. 1771: 1772. 1 Sch. Korn 15 Th. 1 Sch. Weizen 16 Th. 1 Sch. Gerste 12 Th. 1 Sch. Haber 6 Th. Drehdner Maas 1 lb. Brod 2 q.“ Die andere Denkmünze von 1846/47 stellt auf der Vorderseite unter der Ueberschrift: „Unser täglich Brod gib uns heute“ eine arme Familie beim Mittagmahl dar. Die Eltern sind in verzweifeltstem Schmerz versunken, weil sie der Kindesbitte um Brot nicht erfüllen können. Die Unterschrift lautet: Spr. Salomonis 11. B. 26. Theure Zeit in Halle 1846 und 1847. Ferner sind die hohen Getreide- und Brotpreise angegeben. Auf der Rückseite erblickt man unter einem flatternden Bande mit den Worten „Nun danket Alle Gott“ den langersehnten Erntewagen, reich mit Garben beladen, festlich geschmückt mit Kränzen geleitet von fröhlichen Schnittern und jubelndem Volk, welches im Dankgebet die Hände zum Himmel erhebt. Diese Seite trägt ferner die Inschrift: „Erntesegen 1847. Psalm 50, B. 15.“

Händlern und Müllern wurde es auf Wagen vom Haupthandelsplatz Zwickau befördert. Verschneite Wege im Winter oder eine Mißernte ließen natürlich die schon ohnehin hohen Preise noch höher schnellen. Der damals in den ärmsten Verhältnissen lebende Erzgebirgler hatte schwer zu kämpfen; er hatte nicht einmal so viel, um für seine Familie Brot kaufen zu können.

Schrecklich waren die Hungerjahre ins Erzgebirge gekommen. Die Einleitung dazu war der harte Winter von 1770. Wohl war wenig Schnee, aber die Winterfaat war zum größten Teil (Fortsetzung siehe Seite 6)



(Urheberrechtsschutz durch Verlagsanstalt Manz, München.)

(22. Fortsetzung.)

So hält man einen Festtag in Tirol! Woehaus, woehin hat man sich geradert und geschunden, ist man der Erde dienstbar gewesen mit Händen und Schweiß, mit Herz und Seel. Jetzt aber will man einmal feiern! Will sich jauchzend lösen von den schweren Werktagen, will lachen und tanzen und essen und trinken und lustig sein!

Überall im Dorf sind Fahnen ausgesteckt, rotweiße Tirolerfahnen und grünweiße Schützenfahnen, so wie es seit altersher der Brauch ist. Fröhlich wehen sie im Wind und zeigen, daß das ganze Dorf in flatterndem, schwingendem Jubel ist. —

Auf dem Festplatz vor der Kirche herrscht ein schier beängstigendes Leben und Treiben. Wie ein buntes Farbenspiel wogt es durcheinander. Da sind vor allem die lustigen, grünen Gupfhüte der Zillertaler, die der Mannsleute mit einer langen Hahnenfeder, die der Weibsleute mit einer zierlichen Goldquaste geschmückt. Da sind die grauen Luger, die roten Leibln darunter, die breiten, schwarzen Lederröcken, an denen zum meist eine dicke Uhrkette baumelt. Da sind die buntenfarbigen Seidentüchln, die so schmuck die weißen Hemdspitzen umschlingen und sich so fröhlich von dem dunkeln Mieder abheben. — Dazwischen sind aber auch einige fremde Trachten zu sehen. Aus dem Innthal draußen sind etliche Leute hereingekommen zum Schießen. Ja, sogar von Matrei sind sie über das Joch herübergestiegen und aus dem Wipptal, denn die Zillertaler Festtage sind weitem bekannt.

Immer lustiger und lauter wird das Treiben! Immer mehr Leute schieben sich schwachend, scherzend und lachend an den Buden vorbei, die auf dem Kirchplatz aufgestellt sind. — Was gibt es da alles zu schauen! Mehr schier, als sich ein Herz nur wünschen kann. Uhren mit silbernen Ketten, an denen oft noch eine ganze Reihe klingender Taler aufgehängt ist. Armbänder aus Silber und roten Granaten, Halsketten, Rosenkränze, Gebetbücher, Taschmesser, prächtig geschnitzte Tabakspfeifen, Puppen und Schaukelpferde für die Kinder und noch mancherlei anderen Kram. — Natürlich ist auch für die Mägen gesorgt: Knusprig braune Bratwürstln, die gar lockend in die Nase duften, schmoren auf dem Roß. Frische Weibrotbaunzen gibt es dazu. Dann ist da auch süßes Zeug, Klebenbrot, Lebkuchen, Zuckerstangen, Nüsse und Feigen. Man könnte sich schier die Augen und den Magen ausschauen an all den lockenden Herrlichkeiten. —

Von seinem Weib sorasam gestützt, humpelt der Förster durch das Gewühl. Die Gicht hat ihn wieder ganz schief gepackt. Und trotzdem scheint er heute allen Griesgram zu Haus gelassen zu haben. In seinen Augen blickt sogar ein Teil der alten Schalkheit auf Mag sein, weil man an solch

einem Festtag nur lachen und froh sein kann. Oder ist es am Ende deshalb, weil er jetzt heut vor vierzig Jahren seine Alte nahm?

Verwundert blickt ihn die Försterin an, als er sich mit ihr zu einem Lebzeltensstand drängt und dort für drei Kreuzer das allergrößte Lebkuchenherz ersteht. Und noch mehr schaut sie, als er es ihr mit einem kleinen Schmunzeln in die Arme legt, die das mächtige Herz kaum fassen können.

„Da, kleins Dirndl, das gehört dir“, sagt er dazu.

Ganz rot ist die Försterin geworden. Weil sie sich ein bißl schämt vor den vielen Leuten. Aber noch weit mehr aus Freude, denn damals vor vierzig Jahren hat er ja zu ihr gesagt. Vor ihren schwimmenden Augen steigt die alte Zeit wieder auf, die ganze, lange Zeit, die sie mit ihrem Franzl durchlebt hat. — Sie schaut ihn heimlich an von der Seite, sieht die tiefen Falten und Runzeln, die das harte, plagvolle Leben in sein Gesicht gegraben, das damals so frisch und glatt war. Und sie denkt:

Schön war's halt doch draußen im Wald mit dir. Trotz aller Sorgen und auch trotz allen Unglücks! Und wenn du mich heut wieder fragen tätest, i tät halt wieder ja sagen, Franzl!

Der Förster blickt ihr mit einem kleinen Lachen mitten in die Augen, als hätte er jetzt dasselbe gedacht. Dann nimmt er ihre Hand, die das große Herz nur ängstlich losläßt, und umschließt sie mit festem Druck.

Es ist nur gut, daß er den Birchmoser Ferdl nicht sieht, der eben hinter ihm vorbeistreichet. Etwas Unheimliches geht von dem aus, wie noch nie. Alles weicht ihm scheu aus dem Weg. Getrunken scheint er auch noch zu haben, wie man an den roten, wirren Augen erkennt.

Aber keiner sieht die verlassene Verzweiflung dahinter, die sich vor sich selbst fürchtet. Vor den einsamen Nächten in Wäldern und Berstecken. Die sich nach einer Toten sehnt, die doch nichts mehr aufwecken kann. Einmal vergessen! Einmal wieder lustig sein, laufen, raufen, alle überschreien in sich! —

Der Seppel steht droben am Waldsaum und schaut herunter. Eine tiefe Falte ist zwischen seinen Augen und die Narbe an der Schläfe, die schon fast verheilt ist, leuchtet rot. Noch kann er zurück in seinen Wald und in seine Berge.

Wie ist er die letzten Tage da droben herumgeheht! Durch Wald und Kar, über Grat und Berg. Eine Unruhe war in ihm, die ihn fast verrückt gemacht hat. Vor der Erinnerung an jenes dunkle Dirndl wollte er fliehen. Er hat aetobt und geflücht, aber er hat es nicht verdrängen können. Er hat keinen Menschen zu Gesicht bekommen, und er wollte auch keinen sehen. Nur einmal, da ist er in der Alm drunten zu-



Die älteste deutsche Briefmarke feiert ihr 90jähriges Jubiläum. Am 3. und 4. Juni findet in München der 4. Reichsbundestag und der 45. Deutsche Philatelistentag des Reichsbundes der Philatelisten statt. Aus diesem Anlaß wird eine offizielle Ganzsachenserie herausgegeben, die aus einem Briefumschlag und zwei Festpostkarten mit eingedruckten 3-Rpf.-Marken, 4-Rpf.-Hindenburgmarken und 5-Rpf.-Luftpostmarken besteht. Der Umschlag wie auch die Festpostkarten zeigen zum 90jährigen Jubiläum der ältesten deutschen Briefmarke die 18-Kreuzer-Marke von Bayern und das Stadtwappen der Hauptstadt der Bewegung, in der die Tagungen stattfinden. Die drei Ganzsachen werden nur geschlossen durch die Geschäftsstelle des Reichsbundes der Philatelisten, Berlin-Mariensfelde, gestempelt oder ungestempelt (zwei Sonderstempel) abgegeben. (Weltbild, Zander-Multiplex-R.)

gekehrt. Aber als er in das fremde Gesicht der neuen Dirn schaute, da hat ihn mit aller Macht die Erinnerung an die Kathl überkommen und er ist ohne ein Wort davongelaufen. Ja, die Kathl, die hat ihn gern gehabt. Und er...

Gut war ja bloß das eine, daß er auf den Ferdl eine solche Wut hatte. So hatte er wenigstens ein Ziel für seinen Haß. Er hat ihn gesucht bergauf und bergab. Bis jetzt hat er ihn noch nicht gefunden, aber gnad ihm Gott, wenn er ihn erwischt!

Und jetzt steht der Seppl also da und schaut hinunter in das bunte Durcheinander. Es hat ihn mit aller Macht hergezogen. Nur einmal hinunterschauen möchte er, dann will er wieder hinaufsteigen in seine Einsamkeit.

Da hört er auf einmal ein Auto hupen. Und sieht vom Jagdhaus her den großen Wagen des Amerikaners kommen. Da geht ein Zittern durch seine Gestalt. Dann reckt er sich auf, ein eisblauer Glanz kommt in seine Augen und mit festem Schritt geht er auf das Dorf zu.

Mit Schintrarabumbum kommt die Musik die Dorfstraße herauf. Voraus laufen die Schulkinder, für die die Musik beinahe vom ganzen Fest das Schönste ist. Sie haben sich an den Händen gepackt und versuchen mit großen Schritten mitzumarschieren.

Hinter ihnen marschieren der Postwirt, der mit seinem vergoldeten Stab wacker den Takt gibt. Er hat es bei den Soldaten in Innsbruck bis zum Trommler gebracht, und diese Ehre hat ihn im Dorf fast ohne jene Zutun, nur um etliche Maß Bier, zum Kapellmeister erhoben.

Hinter ihm kommen die wackeren Musikanten alle. Jeder tut sein Bestes. Besonders aber dröhnt der Bader hervor, der in seine dicke Baßtrompete hineinbläst, als müßte er die Mauern von Jericho umblasen. Aber auch der Birnbaumer Bartl, der neben ihm geht, läßt sich nicht lumpen. Er haut auf seine Trommel ein, als gälte es nicht einen Marsch, sondern ein Donnerwetter aufzuspielen.

Ja, lustig ist's heut! Eine wahre Freud ist's heut im Zillertal!

Herrlich ist solch ein Schützenfest. Dicht drängen sich die Burschen und Dirndl um die Buden. Und so mancher feste Jungbursch verliert heut sein Herz an ein lustiges Dirndl. Nicht bloß das Lebkuhenherz, das er ihr mit Gönnermiene in die Hände drückt.

Im Wirtsgarten haben sich die älteren Leut niedergetan, denn im Hofen redt sich's gemütlicher. So voll ist der Garten, daß bald kein Platz mehr zu haben ist. Und die Kellnerinnen, die sich mit vier, fünf Bierkrügl'n in jeder Hand den Weg bahnen, haben's nicht leicht. An der Hauswand hinten sitzen die zwei Musikkapellen friedlich vereint. Bald spielt die eine einen lustigen Marsch auf, bald die andere. Denn bei Sang und Klang schmeckt das Trinken und Essen doppelt so gut.

Noch lauter und lustiger aber geht es auf dem kleinen Obstanger hinterm Wirtshaus her. Denn dort wird gerangelt. Ein paar junge Burschen, die es gar nimmer erwarten konnten, haben angefangen. Erst wenn dadurch die Luft ein wenig heiß geworden ist und sich immer mehr Zuschauer eingefunden haben, treffen dann die alten Käufer aufeinander.

Es ist das ein urgesundes Fest der Kraft und der Schneid. Da packen sie einander, die jungen Buben, deren Sehnen und Muskeln bei harter Holzarbeit, beim Mähen und Heuen oder auch beim freien Almleben geschwellt sind, und suchen sich mit

List und Gewandtheit zu werfen. Da wird so manches rupfene Hemd in Fäden gerissen und so manche Nase blutet. Aber was tuts, jauchzend steht die wilde, freie Kraft darüber.

Auch Sonny und der lange Hans haben sich unter die Zuschauer gemischt. Sonny, der heut wieder ganz kariert ist und seine Sportpfeife zwischen den Zähnen hat, steht ganz vorn. Mit Kennermiene betrachtet er das sportliche Treiben, aber ab und zu verzieht er seine Mundwinkel etwas, als wäre er nicht ganz damit einverstanden. Dann fliegt meist sein Blick zum Langhans hinüber, der weiter hinten steht und auch seinerseits den Sonny manchmal betrachtet. Er ist sonst kein Freund von solchen Kaufhändeln, kaum einer Fliege kann er etwas zuleide tun, aber in letzter Zeit, seit ihm Sonny die nahrhafte Liebe der Köchin weggeschnappt hat, ist ihm allmählich ein richtiger Schuß Wut ins Blut gefahren. Darum steht er auch jetzt da und schaut beim Kaufen zu.

„Aber liebe Leute“, sagt der Sonny auf einmal, als grad wieder zwei fertig sind und der eine mit schiefem Genick davonhumpelt. „Das ist guter Sport, aber keine Technik. Ich will Ihnen einmal zeigen, was Technik ist. Da habe ich mit meinem Freund, der dort drüben steht“, er blinzelt spöttisch zum Langhans hin, der davon leicht zusammenfährt, „einen kleinen Boxkampf auszugetragen. Darf ich den Herrn Schiedsrichter, der bis jetzt so verrn gut sein Amt versehen hat, bitten, daß er auch bei uns Ringrichter macht. Wollen Sie?“

Der Bramstaller Konrad, der den Unparteiischen spielt, nickt bloß. Sowas ist ihm noch nicht vorgekommen und er ist neugierig, was da werden soll. Auch die anderen Burschen und Bauern und die paar Weiberleut, die herumstehen, nicken. Sie wissen nicht recht, was sie von dem komischen Fremden, den sie ein paarmal haben das Auto lenken sehen, und von seinem Gerede halten sollen. Ein paar lachen zwar, doch das ist mehr Verlegenheit als eine wirkliche Meinungskundgebung.

Sonny tut, als hörte und sähe er nichts. Er bückt sich zu dem kleinen Koffer, den er zwischen den Beinen stehen hat, und kramt zwei Paar seltsame Dinge heraus. Wie braune Handschuhe sehen sie aus, aber gepolstert sind sie.

Dann geht er auf den Langhans zu, der ihm mißtrauisch entgegenschaut. Wenn der Langhans nicht so langsam wär, dann hätt er sich wohl längst aus dem Staub gemacht, so ist ihm zu Mut. Aber was kann ein Mensch gegen sein Schicksal, wenn er eine solch lange Leitung hat?

„Hier sind deine Handschuhe“, sagt Sonny und reicht ihm die zwei größeren Polster hin. Sie sind fast so groß wie ein Kopf.

Der lange Hans nimmt sie mit einem sauer süßen Grinsen entgegen. Aber dann wacht auf einmal die Wut in ihm auf. Herrgott, er wird sich nicht fürchten!

Er nimmt also die Dinger entgegen und stülpt sie sich über die Hände, wie er es beim Sonny sieht. Und dann geht er sogar zögernd zwei Schritte weiter in den Kreis hinein.

Sonny wendet sich nochmals an den Schiedsrichter, der grad so dumm zuschaut wie die anderen ringsum:

„Sie brauchen garnichts anderes zu tun, als zu zählen, wenn er umgefallen ist. Das ist knod out. Und wenn er nicht aufsteht bis neun, bin ich Sieger. — Ich bin Sonny Miller und kämpfe für Amerika.“

(Fortsetzung folgt.)

Frühlings-Glückauf!

Glückauf!

Wie tut sich das Herz uns auf!
Gar lustig sprudeln die Quellen,
Und lauter drein donnern die Wellen:
Ihr T o k e n, w a c h e t u n a u f !
Glückauf!

Glückauf!

Das Samentorn keimet auf!
Es sprengt die Hemme, die Hülle,
Verkündend des Ewigen Wille:
Ihr S c h w a c h e n, r a f f e t E u c h a u f !
Glückauf!

Glückauf!

Wie sprießen die Blümlein auf!
Schneeglöckchen läuten zum Feste,
Die Schöcklein erschließen das Beste:
Ihr H a r r e n d e n, a c h t e t d a r a u f !
Glückauf!

Glückauf!

Die Vögelein kommen zu Hauf!
Sie ziehen in frohem Gemüth
Die Augen und Herzen zum Himmel:
Ihr W e i n e n d e n, b l i c k e t h i n a u f !
Glückauf!

Glückauf!

Wie summet das Bienlein auf!
Es spähet nach saftigen Blüten,
Will Süßigkeit schwärmend ausbieten:
Ihr T r ä g e r, b e g i n n e t d e n L a u f !
Glückauf!

Glückauf!

Der Frühling bringt köstlichen Kauf!
Erzeugt von der heiligen Güte;
Drum dank ihm im reinen Gemüth:
Ihr T r e u e n, s c h w ö r e t d a r a u f !
Glückauf! R.

(Schneeberger gemeinnütziger Erzgebirgs-
Anzeiger Nr. 29. 21. 4. 1858.)

(Ab schrift des verstorbenen Hauptsteuer-
amtskontrollleur Wils. Schmidt, Meißen,
vorher im Zollamt Wildenthal.)

Aber dann wacht auf einmal die Wut in ihm auf. Herrgott, er wird sich nicht fürchten!

Er nimmt also die Dinger entgegen und stülpt sie sich über die Hände, wie er es beim Sonny sieht. Und dann geht er sogar zögernd zwei Schritte weiter in den Kreis hinein.

Sonny wendet sich nochmals an den Schiedsrichter, der grad so dumm zuschaut wie die anderen ringsum:

„Sie brauchen garnichts anderes zu tun, als zu zählen, wenn er umgefallen ist. Das ist knod out. Und wenn er nicht aufsteht bis neun, bin ich Sieger. — Ich bin Sonny Miller und kämpfe für Amerika.“

(Fortsetzung von Seite 3)

abgefroren. Das folgende Frühjahr brachte einen wochenlang andauernden Regen, der die Winterfaat nochmals in schwere Mitleidenschaft zog und die Bestellung der dürftigen Felder sehr erschwerte. Die Ernte brachte herzlich wenig. Auch die ertragsreichen Gegenden des Böhmerlandes litten diesmal unter der Mißernte. Dadurch wurden die Getreidepreise erheblich in die Höhe getrieben, und die Hungersnot, der man mit Zittern entgegen sah, war hereingebrochen. Und als im kommenden Jahr 1772 dieselben Witterungsverhältnisse eintraten wie im Jahr zuvor, trieb das todbringende Schreckgespenst die Erzgebirgler zum Wahnsinn. Bettler, Greise und Kinder gingen ins Land und durchsuchten jeden Acker nach Körnern und Kartoffeln. Man pflückte unreife Heidelbeeren, Preiselbeeren, Himbeeren und was man sonst noch an Beeren fand, man kochte Gras, geriebene Baumrinde; alles dies mußte den Hunger stillen. Aber nicht alle fanden etwas und so blieben viele matt und schon halbverhungert liegen und starben am Wege.

Der Chronist schreibt weiter: Ein Hofrat, der im Herbst 1722 das Erzgebirge bereiste, und die Orte Eibenstock, Schwarzenberg, Johannegeorgenstadt u. a. m. besuchte, schreibt an seine Schwester in Leipzig:

„Ich habe das Elend der hungernden Erzgebirgler gesehen. Nie wünsche ich mir und keinem andern einen so traurigen Anblick wieder zu erleben. Schon auf meiner Reise fand ich nicht wenige unbefät gebliebene, zum Teil schon zur Aussaat aufgerissene Felder, auf denen nichts als Gras wuchs, das kaum als Hutweide dienen kann. Auf den Wiesen noch vieles Heu, das nicht hatte eingebracht werden können und nun verderben mußte, weil das Zugvieh und die erforderlichen Kosten gemangelt hatten, oder wo der Hauswirt krank oder gestorben war und ein Haus voll hilfloser Waisen verlassen hatte. Die in Vergleichung mit anderen Jahren wenig eingelegten Erdäpfel waren schon größtenteils ausgegraben und halb unreif verzehrt. Das innere Elend der Orte wage ich mir gar nicht zu schildern. Die sogenannten Halb- und Viertelgutsbesitzer mußten aus Mangel an Futter ihr Rindvieh zum größten Teil verstossen. Die meisten Einwohner trafen sich so notdürftig gekleidet, daß sie kaum ihre Blöße bedecken konnten. Sie verkauften Hausgeräte und Handwerkszeug, um Geld für das sündenteure Brot zu haben. Handwerker und Professionisten haben keinen Verdienst. Oft müssen die Männer von der Arbeit wieder abgehen, ja hinweggetragen werden. Einige sind tot dabei liegen geblieben. Ich habe Männer in ihren besten Jahren, die nicht imstande waren, das ihnen geschenkte Holz im Walde zu hauen und hereinzuholen, gesehen. Ich habe Klöpplerinnen gefunden, die der Hunger blöde und blind gemacht hatte und die wie die Kinder wieder von vorn mit

den einfachsten Worten anfangen mußten. Viele haben sich schon des Lebens begeben. Viele wissen keine Krankheit und Schmerzen zu klagen, aber geschwollen, keuchend, ganz ver-schmachtet taumeln sie umher; vermutlich sind ihre Eingeweide zusammengeschrumpft. Mancher, der noch vor etlichen Monaten Almosen gab, bittet jetzt um Almosen und die Zahl der Armen wächst ins Ungemessene. 150 Scheffel Korn mußten jüngst unter 12 800 Arme verteilt werden.“

Auch ein Arzt aus Rittersgrün berichtet Schreckliches aus dieser Zeit:

„Ich fand in einem Hause den Wirt mit seiner Frau und sechs Kindern in äußerster Armut, das siebente, eine Tochter von 19 Jahren, die für sich und die übrigen noch Brot verdienen konnte, war vor etlichen Wochen gestorben, eine Tochter von 16 Jahren lag seit einigen Tagen vor Hunger an einer Diarrhoea sanguinolenta, ein Kind von 9 Jahren an der Auszehrung darnieder. Ein Hausgenosse war vor zwei Tagen verhungert, lag aber noch in dem Bette, in dem er gestorben war, weil Witwe und Kinder, selbst fast unbekleidet, nichts zum Sarge aufreiben konnten. — Dessen Bruder mit einer Frau nebst sechs Kindern waren seit sechs Wochen eines nach dem anderen verhungert. Aus dem Nebenhause war ein Knabe zum Betteln gegangen, aber abends nicht heimgekommen. Tags darauf, da man das Haus öffnete, lag er tot vor der Thür, ohne Geld, ohne Brot.“

Soweit diese beiden Berichte.

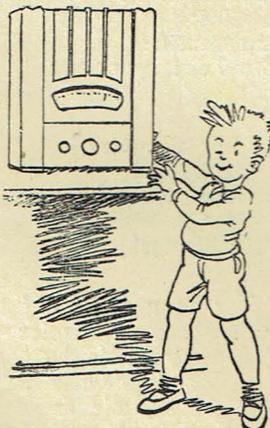
Auf Grund der Hunger-Epidemie mußten großzügige Aktionen eingesezt werden, um dem grauenvollen Elend zu Leibe zu rücken. Die Orte Eibenstock, Ehrenfriedersdorf, Johannegeorgenstadt und Schneeberg, die Schauplätze tiefsten Elends, erhielten als erste Barmittel, Getreide und Reis aus dem Leipziger-Intelligenz-Comptoir. Die Bergleute erhielten das Brotgetreide von der sächsischen Staatsregierung zum halben Preis und die Ärmsten erhielten es umsonst.

Im Jahre 1773—74 war die Ernte bedeutend besser. Es kostete da ein Scheffel Korn nur noch 2 Taler, der 1772 mit 15 Talern bezahlt wurde. Der Scheffel Kartoffeln kostete jetzt 8 Groschen, erst 3 Taler.

In verschiedenen Städten wurden Hunger-Denkmünzen geprägt. Auf der einen Seite zeigten diese Gottes Arme mit der Rute und die Umschrift: Gottes Hand schlägt das Land! Die Rehrseite zeigte: Große Theuerung 1771 und 1772. 1 Scheffel Korn 15 Thaler, 1 Scheffel Weizen 16 Thaler, 1 Scheffel Gerste 12 Thaler, 1 Scheffel Hafer 6 Thaler. Dresdner Maaß. 1 Pfund Brot 2 Groschen! (Siehe Abbildungen auf Seite 3 vorliegender Nummer. Diese Denkmünze befindet sich in Ernst Selbmann's Nachlaß, Buchholz.)

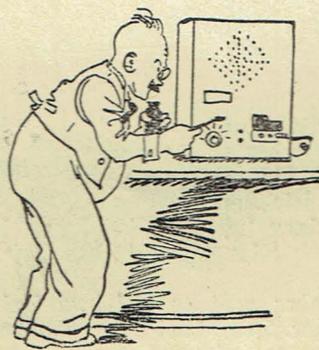


Wie schön ist's doch, wenn ungestört, man das Programm des Radio hört. Man läßt den fernen Sender sagen, was in der Welt sich zugetragen. Sehr peinlich aber ist es — Pfui! Wenn plötzlich tönt ein: Hui!—Hui! Undnimmt die Störung gar kein Ende, so jucken uns alsbald die Hände.

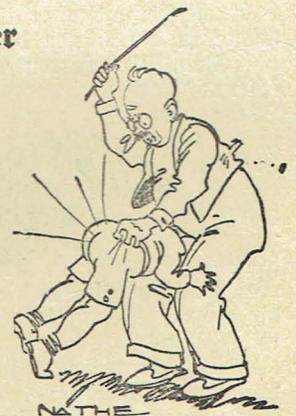


Dem August doch—voll Niedertracht, hat so was immer Spaß gemacht. Denn konnt' er ärgern andere Leute, so war ihm das die größte Freude. Jedoch sein Vater über Nacht, hat schließlich August in Verdacht, und gerne möchte dann ein jeder, dem Störer dreschen voll das Leder.

August, der Rückkoppler



Und um Gewißheit zu erlangen, macht er 'ne Falle, ihn zu fangen. Er soll, denn jetzt will er ihn fassen, vom Drehkontakt die Finger lassen. Der Drehkontakt von nun ab wird mit schwarzem Lack ganz angeschmiert. Derjenige, der nun daran rührt, der hat die Finger ganz beschmiert



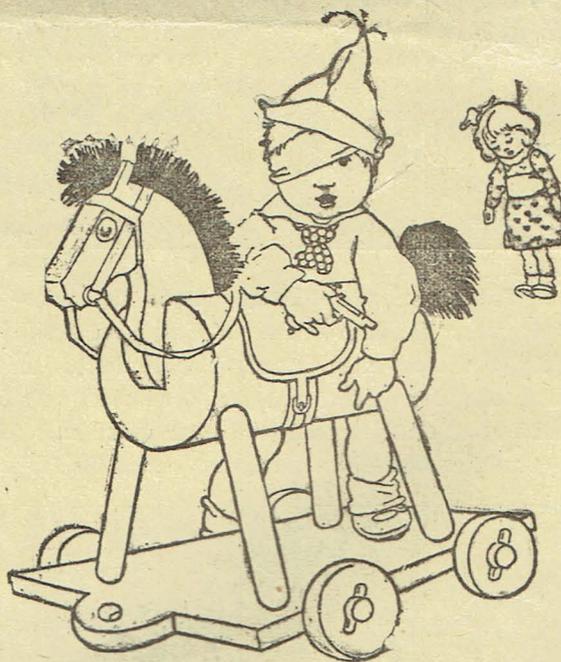
und daran sieht man in der Tat wer heimlich rückgekoppelt hat. So es dem August auch erging, als er gedreht hat an dem Ding. Bald hat sein Vater schon erkannt, den schwarzen Lack an seiner Hand. Oh' er sich waschen konnt' in Eile, erhielt er die verdiente Rute.

Nooch'n Feierobud

De schwarze Partie.

Wirn Krieg machetn mir emol e schwarze Turnpartie nei off Böhme. 's war net e Zahntel drvu passiert, wos siech hinnerhar de Weibsn zammposementiert hattn. D'gesahe von dan paar bähmischn Bier hatt mr när die schinn Barg un Täler agesahe un Land un Leit schtudiert. Dä su wos kaa mr abn när off Käsen machn, ganz egal, wenn's abn aa när ne schwarze Partie is. Do paßt äner offn annern auf, doß gar nisch U'gerachts passiern kaa. Un su war'sch aa bei uns. Mir warn nei nooch Bilin gemacht un rückwärts war mr nauf off'n Borschn gekrabbelt. E pugig bissel Barg. Von weitin sieht ar aus wie e Löb, dar off dr Ratt schpanne tut. Mir hattn ne Apethekr drbei, dar hatt schie egal nooch dr Turnschund von dan Borschn gebrakelt, von dar Flora, sen'n Höhln un dan ausgebranntn Vulkan. Kää Wunner, wenn de Weibsn wos von dar Flora wagschnappetn un Krawall machetn. Drzu ebbt aa noch in Höhln miet sittr schinn Flora rimziehe, hatt de Breier-Emile drhäm rim räseniert. Wie gesaht, 's war wos ganz U'schuldigs. Off dan Borschn do gobs Kreiter, die mr när in de Alpen findn tut. Wos doraus alläne für vrschiedene Schnaps gemacht warn konntn un für Apethekrzeich, dos kaa mr siech garnet ausmoln. Un e Fernsicht, do könne nun net unnere Barg miet atratn. Neizu soog mr Tärm, die konntn när von Prag sei. Dar Maa von dr Boshtherater-Eisenbah, dan mr do ubn trofn, saht sugar: „Härn's, iech gelaab Prag liegt mehr nooch links, dos ward gewieß Wien sei.“ Do mußt mr nu doch im Schtülln übr dan sen'n olbern Gelaabn lachn. „Sei Sie von hier“ tat'n dr Bratschneider-Richard frögn, „un könne Sie uns de Imgegend e bissel drklärn?“ Do wischet dar Kerl sig sein'n Zigarettnschtäppel hie un tat siech e neie azündn un ar sehet siech off dar Felschpiz in Possetur. „Ja, mei, dos könne Se mir sei gelaabn, wenn mr von Rindhaat hier aufgewachsn is, do kennt mr siech halt hier aus.“ Un ar tat su gescheit, doß siech schie luhnet, dan Kerl e bissel auszefrögn. Ar tat aa su, als ob ar siech in de Pflanzn un de Kreiter auskenne tät. Mir merketn odr bal, doß do net weit bei ne har war. Ne Redn un ne Geruch nooch mußt ar siech mehr in de Kreiterlikör auskenne, dä do wußt ar viel zu dröhln. Dar gescheite Maa fing nu a, uns Schpaß ze machn un dar dacht, mir tätn aa alles gelaabn. Su warsch's aa mit de Schtää. Do wußt ar nu wetter nisch als von blaae, griene, gaale, graae Schtä ze dröhln un wie mir nu de Schtä benn richtign Name nenne tatn, saht ar, doß de Bähmischn off dan Gebiet in dr Schul meitog vornewag gewasen wärn un ar drzu, dar seit senn zwanziger Gahrn off dr Boshtherater Eisenbah' de Schtred von Brüj nooch Dug als kaah un kaah Rondoktär unner siech hätt, müßt's doch besser wie die von drübnrüber wissen, wie mr die Schtä un dos Kreiterich nenne tät. Wie mr ne nooch dan Bargn üm ne Willesehauer frögn tatn, do wur ar rut in Gesicht un mähnet, Name hättn die Barg gerode net, dos wär in Böhme net Mode, aa noch de Barg ze taasn. Erscht hatt ar odr gesaht, war wie ar su mit dr Bahn rim käm, tät alles kenne. „Ja, mei, halt, iech gelaab schon, ja, do fährt mei Bahn net hie, weil die Gegnd nisch ze bedeitn hot.“ Dos dar Kerl net von Berthold Schwarz oschiamme konnt, hatt mr nu sachte wagrtegt un mir hobn uns übr dan gescheitn Maa nei ze knapp gefrät. Dr Rießner-Otto wollt nu noch wissn, wie huuch nu eegntlich dr Borschn su wär. Do war dar Bähmische aa nei mit dr Antwort vrlagn. „Dos is, halt, ja, mei sehr vrschiedn, dar Barg wächst, ja, do kaa mr sich net off dr Gel festlegn.“ Dr Rießner-Otto zwinkert mr mit de Magn zu un saht ze mir: „Do giehts dan Borschn wie ne Fichtelberg. Wie iech noch su e Gung war, do war dar zwölfhunnertundreizehn Meter huch. Seit dar Zeit is ar mitn Turm üm zwanzig Meter gewachsn.“ Do warsch's odr aus mit unnern Fremdnführer: „Ja, halt, mei, mos wolln's mit e su paar säch'sche Meter, dar

Barg do, dan se drzu su en damischn Name gabn, is viel, viel-mehr gewachsn.“ Ar ließ sich abn net unnerkriegn. Mir hobn en halbn Guldn zammgemacht un hobn uns net für dar Auskunst, nä, für dan Schpaß bedankt, dan ar uns su zun Sunnig Birmittig gemacht hatt. Mir hobn uns von dan Maa vrschied't un dr Rießner-Otto hattn noch sei Adress' gabn, ar wollt genau wissn, wieviel eegntlich dr Borschn gewachsn wär. Un wärklich, wuhl e acht Log drnooch, krieget dr Otto aus Brüj e Kart, do schtand drauf, doß ne dr Herr Pfarrer, dan ar gefrögt hätt', gesaht hätt', dos därftr an de Sachsn net vrrötn. Wenn mr nu su oft drhäm übr dan bähmischn Fremdnführer gelacht hobn un 's warn unnere Weibsn drbei, do krieget jedesmol de Breier-Emile en rutn Kopp un saht när ganz hiehnisch: „Iech kaa mr schie denkn, wos dos für e Fremdnführer war. Seit wann hatt'r dä off emol die vrsfluchte Har von dar Flora in en Fremdnführer imgetaast. Iech bie sei net offn Kopp gefalln un wäß schie, wos Ihr do drüb'n für Land un Leit geschtudiert hatt. Müßt mr net de Mannsn kenne.“ Wagn dan vrdamntn Borschn durst's Gahr'sch drauf dr Breier-Gust net miet nei nooch Birschtä. „Schtudier lieber bei Fraa“ saht de Emile zu ihrn Maa: „iech war in Fraunvrein beatrogn, doß von rechts-wagn alle Mannspartien vrbutn war'n.“ Seitdam ihe de Grenz su richtig vrrammelt is, mähnt de Emile, doß wär off ihre A'reging zerickzeführn. Wenn nu trohdam de Mannsn an Sonnohmd noochmittig emol nüb'r in „Blachhammer“ ze Bier giehe un aa manichsmol dr Gust miet, do räseniert de Emile drüber, doß de Regierung net für su en Grenzübertritt wie nooch Deströich aa tausend Mark vrlange tät. „Do sieht mr abn, doß när Mannr in dr Regierung fig'n un wie de Mannsn zammhalten“ seigt drhäm rim de Emile. Maximilian Weigel, Abg.



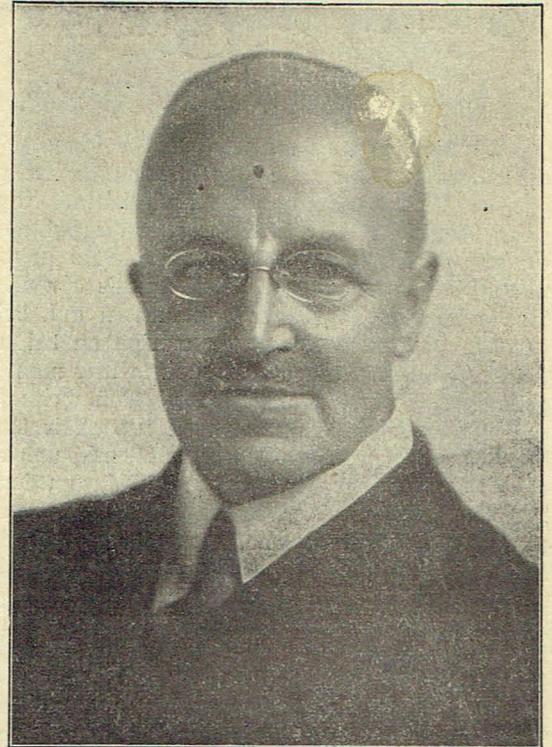
Geld oder Leben

„Geld oder Leben!“ In furchtbarem Grimme Tönt mir entgegen die brüllende Stimme. Bin ich von Räubern denn überfallen, Daß solche wütenden Worte erschallen? Taucht nicht der Räuber mit grimmer Gebärde Selber jetzt auf hinterm mutigen Pferde? Hat nur ein Auge, der schlimme Gefelle, Kann mich nicht rühren vor Schreck von der Stelle. Plötzlich, was seh' ich, die Waffe sinkt nieder, Langsam gewinne die Fassung ich wieder, Höre die Stimme von Kurt, unserm Tröpfchen: „Mutti, der Rutti muß schnell mal aufs — Töpfchen!“

Bilder aus der Heimat



Zwei bekannte Buchholzer Persönlichkeiten sind am Ende des Monats Mai in den Ruhestand getreten. Bild links zeigt uns Pfarrer Sattom, der seit 1927 das Pfarramt Buchholz als 1. Pfarrer verwaltete. Nahezu 40 Jahre hat er im geistlichen Amt gestanden. Auch im Sudetengau hat er viele Jahre amtiert. Von 1913 bis 1927 war er Direktor des kirchlichen Jugendamtes in Leipzig und kam von dort nach unserer Bergstadt. — Bild rechts: Rektor Paul Schulze, der seit 1. April 1921 der Verbandsberufsschule Obererzgebirge vorstand, wurde am 25. Mai 1939 in einer würdigen Feierstunde unter großer Teilnahme von Vertretern der Partei, ihrer Gliederungen, der städtischen und schulischen Behörden, der Industrie u. a. m. in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet. — Diesen beiden Ruheständlern wurden von vielen Seiten beste Wünsche entgegengebracht. (Beide Bilder OZ-Archiv.)



Altes Handwerker-Brauchtum in Neudorf.

Kürzlich legte der Fleischer Hermann Seidel die Meisterprüfung mit Erfolg ab. Einem alten Brauch folgend, wurde sein Meisterschneide durch den Ort geführt und viel bewundert und beschenkt. Unser Bild zeigt den jungen Meister mit Frau und Kind (auf vorstehendem Bilde links) vor seinem Geschäft.



Erzgebirgs-Wanderer am Grabe des Tolerhans-Toni.

Wanderziele des Erzgebirgsvereins und seiner vielen Zweigvereine, die alljährlich am Himmelfahrtstage Sternwanderungen nach markanten Punkten unserer Heimat durchführten, waren diesmal das Mückentürmchen im Obererzgebirge, der Kupferhübel und Gottesgab am Fuße des Keil- und des Fichtelberges. Alle drei Wanderziele lagen jenseits der früheren Reichsgrenzen, jener blutenden Grenze des Unrechtes, die der Führer beseitigte. Erstmals wurden so die Wimpel des EV. hinübergetragen zu den befreiten Brüdern und Schwestern, die mit uns verbunden sind in einer glücklicheren, größeren und schöneren Heimat. — Unsere beiden untenstehenden Bilder führen uns nach Gottesgab. Bild links zeigt uns die Feierstunde der Sternwanderer

des EV. auf dem Marktplatz in Gottesgab. — Die Wimpel scharen sich um das Günther-Ehrenmal. Kreisleiter Bogelsang feiert den toten Tolerhanston! als Sänger und Dichter der befreiten Erzgebirgsheimat. Unser Bild nebenstehend rechts zeigt die letzte Ruhestätte Anton Günthers auf dem kleinen Bergfriedhof zu Gottesgab.

(Beide Aufnahmen: Schulze-Chemnitz.)

